

Der Wald

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **36 (1984)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seligere Urbarmachung überliessen? Weder Akten noch Urkunden geben uns darüber Aufschluss, noch wissen wir, wer den Randenbauern die Kunst des Eisenschmelzens gelehrt hat.

Der Wald

Im frühen Mittelalter bedeckte unbewirtschafteter Naturwald die Randenhöhen, ein unwirtliches Land, aus dem die Wölfe in die Viehherden im Tal einbrachen, in dem Bären hausten, der letzte soll 1575 auf dem Bärenwiesli im Mühletal oberhalb Bargins erlegt worden sein. Die Hochfläche war unbewohnt, nur an zwei wie Finger ins Tal vorgeschobenen Ausläufern des Randenplateaus standen Burgen: Über Siblingen die Burg Hartenkirch, ein Raubnest, wie der Chronist Rüeger vermutete, und die Randenburg, deren wohlangesehene Bewohner bereits im späten Mittelalter das bequemere Leben in der Stadt vorzogen und ihren Stammsitz verfallen liessen. Die Leute im Tal erzählten sich, in den Kellern des Schlosses seien grosse Schätze verborgen. 1774 gruben deshalb sieben Begginger nach dem vermeintlichen Goldschatz, fanden jedoch nur eine wohlgemalte Ofenkachel und eine kleine Kuhglocke, wurden aber bestraft, weil sie ihre Schatzgräberei mit Teufelsspuk und Zauberei betrieben hatten. Steine waren die einzigen Schätze, welche die Randenburger hinterliessen. Der Chronist meldete: «...und diewil es von muren und gebüwen ziemlich steinrich gewesen, habend die von Schleithem dadannen vil stein hinab in das Dorf zu iren gebüwen füeren lassen.» Nur der Schlossgraben erinnert heute noch an den einstigen Bau, wo einst die Burg stand, erhebt sich prosaisch nüchtern das Eisengerippe eines Aussichtsturmes über die Waldwipfel.

Einer der sieben Berge, zwischen denen das Dorf Merishausen eingebettet liegt, heisst «Schlossbuck», doch gibt es keinerlei geschichtliche Hinweise, dass dort einmal eine Burg stand. Um 1900 durchgeführte Grabungen verliefen erfolglos.

Ritter und Raubwild sind auf dem Randen längst verschwunden. Noch fabulieren Jäger am Stammtisch von Wildsau, aber an Herbstabenden bietet sich dem Wanderer auf dem Siblinger Randen bisweilen ein ungewohnt friedliches Bild: Dann äsen unweit des Gasthauses in einer Wiese am Waldrand ein gutes halbes Dutzend Gemen.

* * *

Wer ganze Ländereien verschenken konnte, dem gebührt wohl Ehre, deshalb steht bei den Schaffhausern das mittelalterliche, hochadelige Geschlecht der Nellenburger auch heute noch in hohen Ehren. Der Hauptheld des Geschlech-

tes, der Markt- und Klostergründer Graf Eberhard VI., wird im Stifterbuch des Klosters Allerheiligen wie Siegfried im Nibelungenlied in Versen gepriesen:

Synen namen man wol erkande
won er von kaisern und vor künge
vil dike alsuss genemmet wart
von Nellenburg graf Eberhart.

Kaum verwunderlich deshalb, dass in unseren Tagen der gute Mann von den Lokalhistorikern fast wie ein Ortsheiliger verehrt wird, und kein Geschichtslehrer darf es versäumen, ihn als Wohltäter zu preisen und ihn damit in den Vorstellungen der Schüler zu einer Art von sagenhaft reichem Erbonkel aus Amerika werden lässt. «Cum silva, que vocatur Rando», vermerkte sein Sohn, Graf Burkhart, in einer Schenkungsurkunde, als er 1092 mit seinem Gut Hemmental einen Teil des Randenwaldes dem Kloster Allerheiligen vermachte. Die Äbte verliehen die damaligen vier Hemmentaler Höfe an ihnen hörige Bauern und gaben ihnen das Recht der freien Beholzung und des Weidgangs, Rechte, um welche die Hemmentaler an die 800 Jahre später mit Erfolg prozessierten. Zur Reformationszeit übergab das Kloster Forst- und Jagdrecht am Randen an die Stadt. Diese erliess schon 1527 eine «Holzordnung». Es waren kaum gehandhabte Polizeivorschriften, welche die mittelalterliche Waldwirtschaft nicht änderten und die Bauern in den Randentälern nachsichtig gewähren liess.

Umweltschützer verweisen uns auf die leichtsinnige Vernichtung der heute noch bestehenden tropischen Wälder und warnen uns vor den bedrohlichen Folgen. Die nur allzu berechtigten Klagen sind nicht neu, schon im 18. Jahrhundert machten grosse Gelehrte und kleine Leute auf die schlimmen Begleiterscheinungen des Raubbaues am Wald aufmerksam: Versiegen der Quellen, Bergrutsche, das Entstehen von Dürre und Hagelschlägen. Seitdem die Historiker Geschichte schreiben, berichten sie von Waldvernichtung. Zwar verbot Karl der Grosse das Ausrotten der Wälder ohne besondere Not, aber die meisten Völker besannen sich erst, als es schon zu spät war. Weder in England noch in Italien, noch in Spanien oder Griechenland ist von den ursprünglichen Wäldern etwas übriggeblieben. Als man noch nicht verstand, den Wald zu roden, um Land für den Ackerbau zu gewinnen, brannte man ihn nieder, genauso wie das heute noch mit den Urwäldern des Amazonasbeckens geschieht. Man brauchte den Wald, um die Schiffswerften mit Holz zu versorgen. Die Eisenverhüttung begann in den Wäldern, die gewaltige Mengen Holzkohle zur Reduktion der Erze lieferten. Als man gelernt hatte, die Holzkohle durch Steinkohle zu ersetzen, verschwanden ganze Wälder in den Kohlengruben, um die unzähligen Stollen abzustützen. Dazu kam der stets wachsende Bedarf an Brenn- und Bauholz. In der heutigen Zeit ist der Wald auch der Kultur und Information tributpflichtig geworden, er liefert Papier, etwas für ernsthafte, wissenschaftliche

Arbeiten, mehr für literarische Werke, vor allem aber für die Zeitungen, die alljährlich eine Unmenge Wald verschlucken.

Auch die Randenwälder wurden vom Raubbau nicht verschont, massive Rodungen hatten den Bedarf an Holzkohle zur Eisengewinnung im Durachtal zu decken. Erst nachträglich setzte auf den Kahlschlägen die landwirtschaftliche Nutzung ein.

Die Randenbauern nutzten den Wald, ohne an eine Pflege zu denken, benützten ihn zur Eichelmast der Schweine, weideten Gross- und Kleinvieh darin. Die Sorge um den Nachwuchs überliess man der Natur, trieb aber die Ziegen in den Wald, die alle jungen Schösslinge abfrassen. Im 18. Jahrhundert rügte ein «Holzherr» die Hemmentaler wegen ihrer Einstellung zum Wald: «Die täglich damit umgehen oder wohl gar in der Beschäftigung mit demselben ihr Brot verdienen und doch den Wald und das Holz gar nicht zu schätzen wissen.»

Die mittelalterlichen Nutzungsrechte wurden nach 1830 jäh unterbrochen, als tüchtige Forstmeister mit Sachkenntnis und Autorität die Pflege des Waldes begannen und damit der Stadt und dem Kanton erhöhte Einnahmen winkten. Der vorher freie Weidgang, das Laub- und Streuesammeln wurde vom Mai bis Ende August verboten, die Einhaltung mit aller Strenge überwacht. Merishäuser, die im Wald grasten, wurden gebüsst. Die Hemmentaler Bauern sahen sich mit diesen Verordnungen in ihrer ohnehin schmalen Existenz bedroht, pochten auf ihre überlieferten Rechte und gelangten an den Staat, er möchte das Weiden und Grasens in den Wäldern auch weiterhin gestatten, weil sonst unfehlbar etwa dreissig Haushaltungen an den Bettelstab gebracht würden. Das Gericht fällte ein salomonisches Urteil, den Hemmentalern wurde, wie die Ökonomen heute sagen würden, der Sonderstatus des Status quo zugebilligt. Man kann den Widerstand der Hemmentaler nur verstehen, wenn man sich an die gerade in jenen Jahren anbahnende Umstellung der Landwirtschaft erinnert. Seit dem Mittelalter

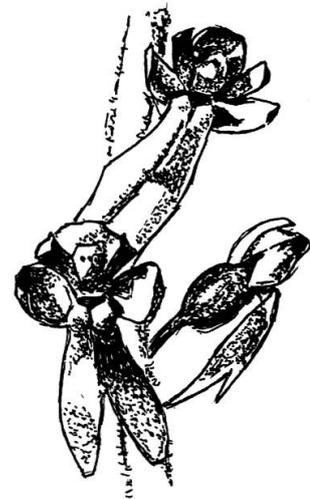


Die von vielen Schaffhäusern «Ziniggele» genannte Akelei bevorzugt Waldwiesen und lichte Gehölze

kannte man die Dreizelgenwirtschaft mit den Brachfeldern. Auf diese trieb am Morgen der Hirte die «kleine Herde» (Ziegen, Schafe und Jungschweine). Anfang des 18. Jahrhunderts begann man dieses Weideland mit Kartoffeln zu bepflanzen, die Waldweid wurde zum Ersatz.

Im Schaffhauser Staatsarchiv befindet sich ein «Holzrodel» aus dem Jahre 1652, eine fast zur gleichen Zeit wie die bereits erwähnte Peyerkarte entstandene Handschrift, welche die damals von der Stadt verwalteten Waldungen aufzählt und beschreibt. Es ist keine wissenschaftliche Bestandsaufnahme, sondern ein auf die Nutzungsmöglichkeiten zielendes Inventar. Bei der Aufzählung der einzelnen Parzellen heisst es z. B.: «ist mit jungen Föhrlin wohl besetzt», oder: «hat zimlich hüpsch Eichen, nit gross, aber gsund». Alle anderen Baumarten werden zusammenfassend als Brennholz aufgeführt: «Brennholtz betreffend, ist selbigs schlecht und ohngfer in 6 Jahren häuwig», oder: «hat hüpsch Brennholz, so in 4 Jahren ausghowen». Genutzt wurden die Waldungen damals durch flächenweisen Kahlschlag. Der neue Bestand an Unterholz ging aus Stockausschlägen hervor. Den standörtlichen und klimatischen Bedingungen entsprechend, die sich seit 300 Jahren kaum geändert haben dürften, müssen es vorwiegend Buchen gewesen sein. Das Oberholz wuchs aus Samen heran, vornehmlich Föhren und Eichen, dem damals geschätztesten Bauholz. Das heute begehrte Fichtenholz war wenig gefragt, lief unter dem Sammelbegriff «Brennholtz».

Trotz Nutzung, Beweidung und Rodungen lassen die Wälder der steilen Randenhalden das ursprüngliche Waldbild noch erkennen. Vorherrschend ist überall der voralpine-jurassische Buchenwald, doch infolge der standörtlichen Mannigfaltigkeit zeigt sich dieser äusserst vielgestaltig. Seine Zusammensetzung entspricht an wenigen Standorten den Idealgesellschaften, die der auf Ordnung bedachte Pflanzensoziologe unterscheidet. In schattigen Tobeln und in tieferen, etwas feuchteren Lagen kann der Laubmischwald mit Hagebuchen, Linden, Ahorn und Eschen überwiegen, hier gesellen sich Bergflockenblume und Geissbart zur Krautschicht. Auf den Malm- und Mergelschuttböden des Mühletales oberhalb Bargins, im Kurz- und Langtal bei Siblingen bildet der Lerchensporn grosse Bestände. An flachgründigen, sonnenexponierten Halden dominiert der submediterrane Flaumeichenbusch in einer für die nördliche Schweiz unübertroffenen Ausbildung. Zwischen diesen beiden Extremen finden wir alle nur erdenklichen Übergänge, die sich schwer in ein pflanzensoziologisches System einpassen lassen, zudem stellen sich da und dort in der Klimaxvegetation des



Grosses Zweiblatt (*Listera ovata*), eine unscheinbare, ziemlich häufige Orchidee des Randen-Laubwaldes

Buchenwaldes Arten ein, die aus wissenschaftlicher Sicht dort nichts zu suchen haben, so der Aronstab und die Wald-Schlüsselblume als Charakterarten des Laubmischwaldes. An mergeligen Stellen der Randenhochfläche gedeiht in grossen, üppigen Beständen das Springkraut (*Impatiens noli-tangere*), das der Botaniker dem Bacheschenwald zurechnet, von dem der österreichische Dichter Waggerl aber fabulierte:

Vom Kräutchen Rühremichnichtan
im tiefsten Hinterhindostan
wächst eine Art,
die ist so zart,
dass dieses Wesen sich bis heute
schlechthin zu existieren scheute.
(Der Fall ist für die Wissenschaft
ganz rätselhaft.)

Das grösste Schnippchen hat der Bärlauch der pflanzensoziologischen Schulweisheit geschlagen. Die Fachleute zählen ihn zu den Charakterarten des feuchten Eichen-Hagenbuchen-Waldes. Vor einem halben Jahrhundert war er aus dem ihm von den Wissenschaftlern zubeschiedenen Territorium am Fusse des Siblinger Randens ausgebrochen, hat das Randenplateau erklettert und flutet heute als grosse, grüne Welle nordwärts, wird zu einer Charakterart des Buchen-



Die Blüte des Aronstabes ist eine Kesselfalle. An der engsten Stelle der Blütenscheide bilden starre Haare eine Reuse und machen eingeschlüpfte Insekten für einige Tage zu Gefangenen. Die Haare erschlaffen erst, wenn sich die Staubbeutel öffnen und die Narben bereits verschrumpft sind

waldes, in dem er vor Jahrzehnten noch völlig fehlte. Im Frühling, zur Blütezeit, erfüllt sein intensiver Knoblauchgeruch weithin die Waldesluft.

Der dichte Kronenschluss des Buchenwaldes hat manchen Arten der Krautschicht ein ausgeprägtes, jahreszeitliches Verhalten aufgezwungen, sie blühen vor der Laubentfaltung, jeder Wanderer kennt sie: Seidelbast, Leberblümchen, Buschwindröschen. Auch das Märzenglöckchen gehört zu diesen Frühaufstehern. Im Auenwald des Wutachtales bildet es ansehnliche, einst ausgedehnte Bestände, aber auch im Randen-Laubmischwald in den feuchteren Talgründen gedeiht die Pflanze, steigt da und dort, wo eine mergelige Unterlage dies ermöglicht, an den Randenhalden empor, doch wer das Märzenglöcklein an diesen Hängen erleben will, muss sich beeilen, denn Jahr für Jahr werden alle Blumen restlos gepflückt, wengleich die Art unter Naturschutz steht. Andernorts haben Wegbauten grosse Bestände vernichtet (z. B. im Wangental). Eine weitere, vom menschlichen Einfluss unabhängige Ursache des Verschwindens dürfte im steten Wandel der Vegetation zu suchen sein: Einst erfreute ein Schneeglöcklein an einer Parkstelle in Petersburg die russische Kaiserin Katharina II. Weil sie die Blume vor dem Gepflücktwerden schützen wollte, liess sie einen Militärposten aufstellen. Nach mehr als hundert Jahren hielt an der gleichen Stelle immer noch ein Soldat Wache, obgleich der Standort des Märzenglöckleins längst erloschen war.¹³

Der Türkenbund hat den Lebensrhythmus der Frühaufsteher nie gelernt, kümmerlich stehen deshalb die wenigblütigen Stengel im Buchenschatten,



Springkraut oder
Rührmichnichtan
(*Impatiens noli-tangere*)



Märzenglöckchen

¹³ In Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen», Band 1, erwähnt.



1



2



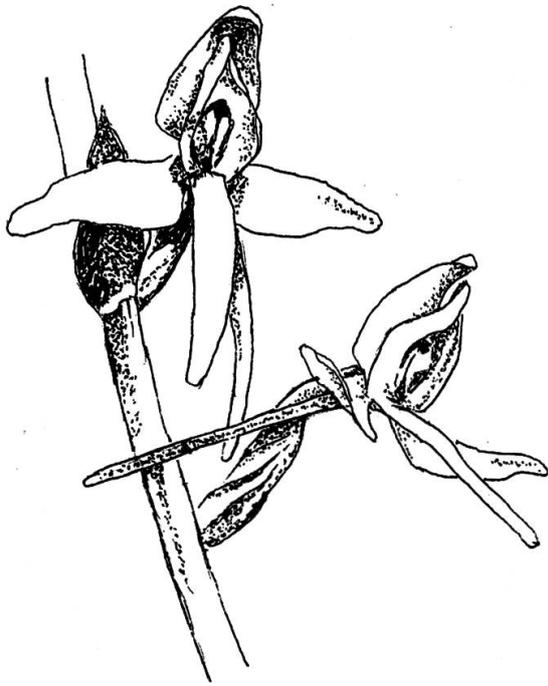
3

- 1 Einblütiges Wintergrün
- 2 Korallenwurz
- 3 Widerbart

die Knospen von den Rehen oft als Leckerbissen abgefressen. Trotzdem überlebt das Zwiebelgewächs jahrelang, wartet auf bessere Tage, denn sobald nach einem Kahlschlag neu aufgeforstet und der Hau gegen Wildverbiss eingezäunt wird, lebt die Lilie auf und treibt oft mannshohe, reiche Blütenstände.

Im Gegensatz zu den standortangepassten Buchenwaldgesellschaften finden wir auf den Randenhochflächen vorwiegend Kunstforste, eine Natur aus zweiter Hand, vor gut hundert Jahren entstanden, als nach Jahrhunderte währendem Zwischenspiel der Ackerbau weitgehend aufgegeben wurde. Im Schatten der Fichtenbestände mit ihren sauren Rohhumusböden vermögen nur wenige Pflanzen zu gedeihen, so die Schattenblume (*Maianthemum bifolium*), da und dort das seltene Einblütige Wintergrün und einige blattlose Moderorchideen, als häufigste die Vogelnestwurz und als besondere Raritäten Korallenwurz und Widerbart. Fichtengehölze sind unnatürliche Monokulturen und deshalb für Schädlinge besonders anfällig. Bei ihrer Bekämpfung kommen dem Forstmann die Roten Waldameisen zu Hilfe. Über einem vermoderten Baumstrunk errichten sie aus Nadeln ihren bis einen Meter hohen Wohnbau. Da in einer grossen Kolonie mehrere hunderttausend Tiere leben, ist ihr Nahrungsbedarf gross, ein Ameisenvolk soll in einem einzigen Sommer bis 50 Millionen Insekten vertilgen, wovon an die 90 % Fichtenschädlinge.¹⁴ Schutz der Ameisennester ist deshalb kein emotionelles Anliegen, sondern nüchterne Notwendigkeit.

¹⁴ Nach Hans A. Traber in einer Fernsehsendung vom 9. Dezember 1982.



Zweiblättriges Breitkölbchen
(*Platanthera bifolia*)



Breitblättriges Waldvögelein
(*Cephalanthera damasonium*)

Den Föhrenbeständen, die sich oft als schmale Waldstreifen zwischen die Magerwiesen schieben, verdanken die Hochflächen des Merishauser und Bargemer Randens den einzigartigen Charakter der Föhrenparklandschaft. Die lichten Bestände sind zu einem Sammelplatz und Refugium vieler Kostbarkeiten geworden. Zwischen dunkeln Wacholderbüschen glänzen die kleinen Sonnen der Silberdistel, gelb leuchten auf hohen Stengeln die Blütenkörbchen des Rindsauges, vom Wanderer oft «Gäli Margritli» genannt. Orchideen haben sich eingestellt, Rote und Weisse Waldvögelein, die Langspornige Handwurz (*Gymnadenia conopsea*), die zwei Arten des



Rotes Waldvögelein



Frauschuh



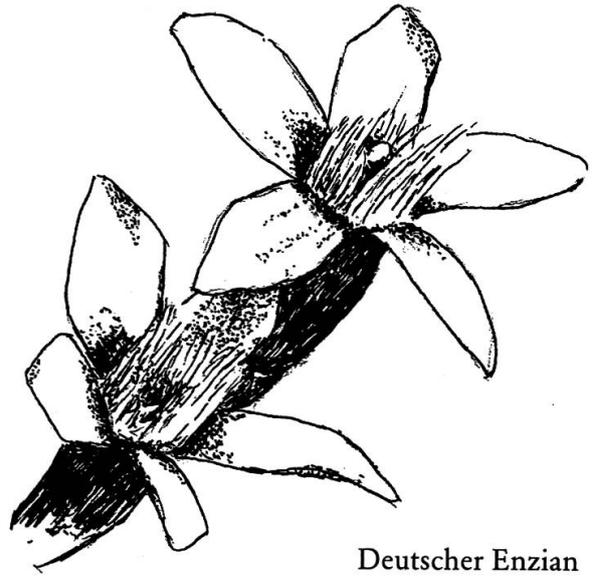
Bild oben:
Fliegenpilz (Fichtenwald)

Bild Mitte:
Igelstäubling (Buchenwald)

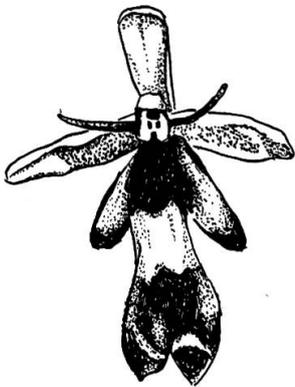
Bild unten:
viertelliger Erdstern (Fichtenwald)

Breitkölbchens (*Platanthera bifolia* und *chlorantha*), die unauffällige Fliegenragwurz, Purpurorchis und Frauenschuh. Da und dort reckt sich der Blütenstand eines Gelben Enzians. Im Herbst beschliessen Gefranster und Deutscher Enzian den Blütenreigen.

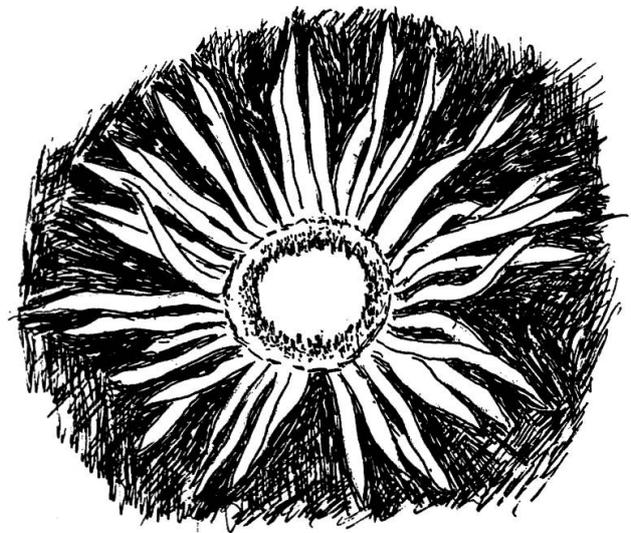
Vor einigen Jahren führte ich Studenten des Botanischen Institutes der ETH über die Randenhochflächen. Sie staunten über die mannigfaltigen, ästhetischen und wissenschaftlichen Werte dieser Parklandschaft. Wo die heutige Jugend das Staunen noch nicht verlernt hat, da ist es wohl Pflicht der älteren Generation, der Politiker, Forstleute, Landwirte und Naturfreunde, dieses Staunen nicht zu enttäuschen.



Deutscher Enzian



Fliegenragwurz



Silberdistel